

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 5 (1911)
Heft: 6

Rubrik: Rundschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Vertreter der Arbeitersache von der Klasse der wohlgepuzten, ehrbaren, Kirchenbesuchenden und genüßsüchtigen Leute der selbstsüchtigen Beweggründe bezichtigt seien. Das große Werk Christi war, die Einheit unseres Geschlechtes zu lehren, die Ursachen zu entfernen, die Mensch von Mensch trennen, es zu verunmöglichen, daß der Starke den Schwachen bedrücke oder der Reiche den Armen beraube (Beifall).

Die Aufgabe der heutigen Arbeiterbewegung ist es, diese Wahrheiten der Lehre Christi auf die modernen industriellen und ökonomischen Probleme anzuwenden und so die Zeit herbeiführen zu helfen, wo es keine leibliche noch seelische Armut mehr gibt, in einem Lande, einer Welt, die Gott so schön und reich geschaffen hat, sondern genug da ist für Alle. Mit dem Aufhören der groben materiellen Not und dem Erscheinen des Tages der Freiheit wird auch das seelische Leben der Menschen eine Entfaltung gewinnen, die unmöglich ist, so lange die jetzigen Verhältnisse dauern. Ich möchte zu denen unter Ihnen, die Mitglieder von christlichen Kirchen sind, sagen: Lassen Sie sich nicht aus ihnen vertreiben; bleiben Sie drinnen und machen Sie die Kirche christlicher als sie bis jetzt gewesen ist (Beifall). Diejenigen unter Ihnen aber, die außerhalb der christlichen Kirche stehen, sollen versuchen, Nachfolger Christi durch die Tat zu sein (Beifall), wenn nicht dem Namen und dem Bekenntnis nach. So, meine Genossen und Freunde, wollen wir in gemeinsamer Arbeit, seis in, seis außer der christlichen Kirche, ihm dienen, der uns geliebt hat, und uns so sehr geliebt, daß er sein Leben für uns gab.

Rundschau.

Vermittlung von Wein und Bier durch die Konsumvereine. Der Frage, ob es dem Charakter der Konsumbewegung entspreche, alkoholische Getränke zu vermitteln, ist im „Genossenschaftlichen Volksblatt“ vom 13. Mai eine längere Auseinandersetzung gewidmet. Daß diese Frage überhaupt aufgeworfen und, wie aus dem Artikel hervorgeht, in Genossenschaftskreisen lebhaft diskutiert wird, ist an sich erfreulich, indem es auf ein Erwachen des Verantwortlichkeitsgefühls in Bezug auf die Alkoholfrage und ein Erstrecken der Abstinenzbewegung innerhalb der Genossenschaft schließen läßt.

Indem die Redaktion des „Genossenschaftlichen Volksblattes“ darzutun sucht, warum sie die Diskussion über dieses Thema in dem Genossenschaftsorgan nicht weiter zulassen zu können glaubt, läßt sie ihren Standpunkt in der Frage selbst erkennen. Es ist zunächst derjenige des rein finanziellen Vorteils. Weil im Wein- und Bierhandel auch bei niedrigeren Preisansätzen als denen des Privathändlers immer noch erhebliche Profite herausjchauen, soll derselbe beibehalten werden.

Durch den Verzicht auf den Alkoholgewinn vermindere sich die Leistungsfähigkeit der Genossenschaft zu Gunsten ihrer Gegner. Sonderbar, vor ein paar Jahren schilderte der Redaktor die Eindrücke, welche er beim Besuch einer Reihe von Genossenschaften in England empfangen und hob dabei als besondern Vorzug hervor, daß dort der Verkauf von geistigen Getränken gänzlich ausgeschlossen sei, während gleichzeitig die hohe Entwicklung der englischen Konsumvereine betont wurde. Der Verzicht auf den Profit aus dem Alkoholhandel hat also dem Gedeihen dieser Organisationen keinen Eintrag getan. Den praktischen Engländern wird im allgemeinen nicht nachgeredet, daß sie gegen ihren Vorteil blind seien; man darf demnach wohl annehmen, sie hätten die Ausschaltung des Alkoholsvertriebs in ihrer Konsumbewegung eher als nützlich betrachtet.

Durch Zahlen will die Redaktion den Beweis erbringen, daß die Vermittlung von Wein und Bier durch die Verbandsgenossenschaften gegenüber dem Gesamtverbrauch in der Schweiz wenig in Betracht falle und knüpft daran das weitere Argument, daß auch bei allfälliger Ausschaltung dieses Handels durch die Genossenschaften doch nicht weniger getrunken, sondern der Bedarf nur anderswo gedeckt würde. Aber es handelt sich hierbei gar nicht in erster Linie um das Mehr oder Weniger des Konsums, sondern um den sonst so oft ins Licht gesetzten Charakter der Konsumgenossenschaft als einer auf die Wohlfahrt des Volksganzen gerichteten Bewegung. Daß der Alkoholgenuss wirksam eingeschränkt werden könne, indem die Konsumgenossenschaft die Bezahlung solcher Getränke erleichtert und verbilligt, ist denn doch schwer einzusehen.

Auch der Einwand, nicht der Alkohol allein, sondern auch andere Genussmittel, wie Kaffee, Tee, Tabak, werden von vielen als schädlich bezeichnet, sodaß man nie fertig würde, wollte man allen diesen Meinungen Rechnung tragen, ist nicht stichhaltig. Beim Alkohol handelt es sich eben nicht nur um gesundheitliche Schädigung, obwohl diese bereits schwer genug ins Gewicht fällt, sondern um eine ebenso große, wo nicht größere moralische Schadenwirkung. Niemals, selbst im Übermaß genossen, üben die oben angeführten andern Genussmittel eine verrohende und entstötliche Wirkung auf den Einzelnen aus, noch verursachen sie das wirtschaftliche und sittliche Elend ganzer Familien und Volksteile auf Generationen hinaus, wie dies der Alkohol tut. Das zu sehen braucht es wahrlich keine scharfen Augen mehr. Die Tatsachen drängen sich auf. Mag sein, daß in den Genossenschaften durchschnittlich nicht mehr, vielleicht sogar etwas weniger getrunken wird als außerhalb derselben, so spielen doch Alkohol und Trinkfitten im Genossenschaftsleben immer noch eine zu große Rolle und sind ein viel zu wenig gefürchteter Feind einer höheren Entwicklung des Genossenschaftswesens. Darum, ob zwar die direkte Bekämpfung des Alkoholismus nicht Aufgabe der Konsumvereinsbewegung sein kann, so hat sie doch das größte Interesse daran, jenen

Kampf soviel als möglich zu unterstützen. Wer aber selbst Alkohol verkauft oder dem Verkauf das Wort redet, kann dieses sicher nicht in ausreichendem Maße tun, mag gelegentlich noch so sehr das Unnütze der Geldausgaben für alkoholische Getränke betont werden.

(G. B.)

Eindrücke von der Studentenkonferenz in Konstantinopel.^{*)} Eine christliche Studentenkonferenz in Konstantinopel, der Hauptstadt des Islam! Es war ein ganz eigenartiges Gefühl, als wir am Abend unserer Ankunft auf einem der kleinen Dampfer den Bosporus hinauffuhren, nachdem etwa eine halbe Stunde entfernten Robert College, dem Ort der Konferenz. Da lagen hinter uns alle die Kuppeln und unzähligen Minarete der Moscheen, in einen leichten Dunst eingehüllt, von den Strahlen der Abendsonne beleuchtet. Und wir fuhren einer christlichen Konferenz entgegen. Man fragte sich unwillkürlich: Warum sind wir gerade hier und nicht anderswo? Ist die geographische Lage der Grund dafür, oder etwas Tieferes? Es war etwas Tieferes. Niemand sprach es aus während der Konferenztagen, offiziell wenigstens. Aber wenn man von den Vortragsserien hörte, die in den verschiedenen Quartieren in Konstantinopel gegeben wurden, in drei Sprachen, von Professoren, die an der Konferenz teilnahmen, dann kam einem unwillkürlich der Gedanke: Es ist wie ein Eroberungszug mitten in den Islam hinein, oder zum mindesten eine Demonstration gegen die Religion, die dem Vordringen des Christentums den größten Widerstand entgegensezت, eine Demonstration: Wir dringen doch vor, auch in dich hinein!

Das war eine ganz subjektive Empfindung, aber mir scheint, es wird auch unter den Mohamedanern solche gegeben haben, die dieses Gefühl gehabt, obwohl ich nie ausdrücklich das habe sagen hören.

In diesen fünf Tagen, da wir mit den mehr als 230 Delegierten zusammen sein durften, empfing ich zum erstenmal einen Eindruck, was eigentlich der Weltbund ist, was er uns gibt, gerade durch eine solche Konferenz. Da kamen die verschiedensten Nationen, Rassen, Richtungen zusammen, aber noch nie habe ich so stark das Gefühl einer Einheit gehabt, wie dort in diesen kurzen Tagen. Nicht die Vorträge waren es, die einen packten, es war etwas Anderes, Unbestimmtes, das über dem Ganzen lag, es war das Gefühl: Mit allen diesen Menschen hast du dein Größtes gemein, daß du auch helfen willst, das Evangelium Jesu weiter auszubreiten. Aus der ganzen Welt kommen sie her, aber alle arbeiten an dem gleichen Ziel. Das war das Schönste, was ich von der Konferenz bekam. Ein Verständnis ging einem auf für das alte, uns so fremd gewordene Wort: Ich glaube an eine heilige, allgemeine Kirche, die da ist eine Gemeinschaft der Heiligen. Natürlich fassen wir heute den Begriff Kirche so, aber wie oft haben wir wirklich einen starken Eindruck davon, was das ist, die Gemeinschaft aller derer, die sich in den Dienst Gottes stellen?

^{*)} Die Vorträge werden vollständig in englischer und gekürzt in französischer Sprache anfangs Juni erscheinen.

Ueberhaupt sind mir die Stunden, wo man Gelegenheit hatte, mit Vertretern anderer Nationen und Rassen zusammen zu sein, die unvergleichlichsten. Ein Chinese besonders hat mir einen tiefen Eindruck gemacht. Schon in einem Vortrag über die Mission in China. Es war, wie wenn ein ganzes aufwachendes Volk vor uns hintreten würde, verkörpert in einem Vertreter, und uns zuriefe: Haht acht, ihr Völker Europas, bis jetzt habt ihr uns wie Schlafende behandelt, habt nur immer uns gegeben, nie etwas annehmen wollen. Jetzt aber sind wir wach und nun kommt vielleicht eine Zeit, wo ihr zuerst lernen müßt uns zu verstehen, wo ihr die Empfangenden sein werdet. Dieser einzige, kleine, lebendige Mann ließ uns ahnen, was für eine gewaltige Macht in diesem Volk des Ostens mit seinen 400 Millionen liegt, um von Japan nicht zu reden. Auf der Rückreise hatte ich Gelegenheit, ein paar Worte mit ihm zu wechseln, es ist die Persönlichkeit, die ich am wenigsten vergessen werde. Noch eine Gestalt möchte ich erwähnen, nicht wegen der Kraft des persönlichen Eindrückes, aber wegen der eigentümlichen Verhältnisse. Da war ein einfacher Pfarrer aus einer persischen Gemeinde, die schon seit dem zweiten Jahrhundert dem Christentum angehört. Der war von seiner Gemeinde ausgeschickt worden, nach Konstantinopel zuerst, aber um von dort aus eine Studienreise nach England anzutreten, wo er besonders in die englischen Kirchenverhältnisse etwas eindringen sollte. Als Reisegeld, von Persien nach England, hatte er hundert Dollar empfangen! Die Gemeinde konnte ihm nicht mehr geben und er selbst war arm. Dafür hatte er ein Geleitschreiben empfangen, eine Empfehlung und die Bitte an alle Christen, die er auf seiner Reise antreffen würde, ihm zu helfen als ihrem Bruder. Es berührte mich tief, was ich da hörte. Eine Gemeinde, die schon vor mehr als 1700 Jahren ihr Christentum empfing, und die wirklich noch drin steht in einer Art apostolischem Christentum, die noch daran glaubt, mit einem solchen Geleitschreiben ihren Vorsteher durch die Welt hinsenden zu können!

Das nur einige Eindrücke von den vielen, die wir alle in jenen herrlichen Tagen am Bosporus empfangen. K. Straub (Zürich).

Zur Frage der Volksvermehrung. Die „Christliche Freiheit“ von Traub teilt mit, daß sich kürzlich in Köln ein Prozeß abspielte, bei dem es sich um folgenden Mietvertrag handelte: „Mieter versichern, daß sie keine eigenen Kinder haben und auch künftig solche nicht halten (sic.!) wollen; im Falle der Zu widerhandlung gegen diese Vertragsbestimmung soll der Vermieter nicht nur berechtigt sein, von dem Vertrag zurückzutreten, sondern die Mieter sollen auch eine Vertragsstrafe in der Höhe von tausend Mark an den Vermieter zu zahlen haben.“ Als die Mieter doch ein Kind bekamen, klagte der Vermieter und behauptete, die Nichterfüllung der Vertragspflicht sei auf „grobe Fahrlässigkeit“ zurückzuführen. Zum Glück hat ihn das Gericht abgewiesen. Mit Recht bemerkte die Redaktion, wenn es

nicht gerichtlich festgestellt wäre, würde man diesen Vertrag für einen Fastnachtsscherz halten.

Dieser Fall ist nur ein besonders tristes Symptom eines Zustandes, der zu den drückendsten Problemen unseres sozialen Lebens gehört. Was früher Kinderjagen hieß, ist für zahlreiche Familien zu einem Fluch geworden. Jedes neu erscheinende Kind ist zum Schrecken geworden, es bedeutet ein qualvolles Anwachsen der Nahrungs-, Kleidungs- und namentlich der Wohnungssorgen. Was William Bromme in der Lebensgeschichte eines „modernen Fabrikarbeiters“ von seinem Familienleben erzählt, mit welcher Niedergeschlagenheit ihm seine Frau ihre erneute Schwangerschaft in die Lungenheilanstalt meldet, was das für ihn für eine Hiobsbotschaft bedeutet, wie seine Frau jede Familie, der ein kleines Kind wegsterbt, beneidet, das wird, wer als Arzt oder Pfarrer in einem Arbeiterquartier tätig ist, gar nicht als unnatürlichen Ausnahmefall taxieren; nein, es ist eine häufige Erscheinung.

Die Folgen sind ja leicht auszurechnen. Ich glaube, daß es schon für das ganze Gemütsleben eines Menschen von Einfluß ist, mit was für Gefühlen die ersten Anzeichen seines Daseins von den Eltern begrüßt und die ersten Lebenstage erfüllt worden sind. Je größer die Kinderzahl, umso ungemütlicher die Wohnungsverhältnisse, umso notwendiger die Erwerbsarbeit der Mutter, umso übler die Laune beider Eltern, umso illusorischer die Erziehung. Die kinderreiche Familie muß die Kinder so früh als möglich zum Verdienen anleiten; das will sagen, daß sich aus ihnen die große Reservearmee der ungelernten Arbeiterschaft rekrutiert. Die Möglichkeit des Aufstieges in eine weniger gedrückte Schicht ist erschwert, es bedarf dazu schon besonderer Energie und Begabung; aber man kann ja öfters beobachten, wie sich bei der wildgewachsenen Jugend auf dem Boden des Elends auch das geistige Leben nur kümmerlich entfaltet.

Und nun die sittlichen Folgen. Wer auf malthusianischem Standpunkt steht, wird allerdings urteilen, daß es vorwärts gehe. Wer aber der Ansicht ist, daß das natürliche Wachstum der Bevölkerung ein Zeichen von Kraft, Gesundheit und Zukunft eines Volkes ist, daß aber Einschränkung desselben ein Zeichen sinkenden und verkümmernenden Volkstums ist, der wird mit Sorge sehen, wie Kinderreichtum immer mehr als Dummheit angesehen wird, wenn nicht gar als Schande, wie die antikonzeptionellen Mittel und die noch schlimmere Praxis der Abtreibung (bei der etwa einige, die Pech haben, der Justiz in die Hände fallen) blühen. Die ganze Frage ist ja kompliziert und ich möchte sie nicht übers Knie abbrechen; ein Individualisieren ist hier unumgänglich, und der natürlichen Bevölkerungsvermehrung erwachsen noch besondere Schwierigkeiten aus der künstlichen Vermehrung durch den Import billiger Arbeitskräfte aus kulturell tiefer stehenden Nationen. Aber im ganzen muß gesagt werden, daß, wo solche Gewohnheiten einreihen, die Volksgesundheit und die Volksmoral

leiden. Solche Praktiken bedeuten ein Schwinden der Selbstzucht und der heroischen Lebensauffassung. Man will seine Gelüste und Triebe ausleben, sich aber der Folgen entschlagen. Man vergift, daß man der kommenden Generation gegenüber eine ungeheure Verantwortung in sich trägt. Es ist angesichts dieser drohenden Entwicklung eine allererste Aufgabe, den Sinn für diese sittlichen Güter, die sittliche Verantwortung zu pflegen und den verweichlichenden Erziehungsgrundzügen, die der Jugend jede Anstrengung ersparen möchten, Widerstand zu leisten.

Unter den Maßregeln, die dieser Gefahr einer Abwärtsbewegung des Volkstums entgegenarbeiten, ist in erster Linie eine zielbewußte kommunale Wohnungspolitik zu nennen, in der wir Schweizer wieder einmal schmachvoll nachhinken. Und selbstverständlich sind nicht kommunale Mietkasernen, sondern Gartenstädte das einzige Richtige. Und solche städtischen Wohnungen sollten vornehmlich oder ausschließlich an Familien mit Kindern vermietet werden, die sonst schwer ein Logis finden. Sodann bei der Steuerpolitik nicht nur eine Progression für den wachsenden Besitz am toten Mammon, sondern noch mehr eine starke Degression für das lebende Kapital einer mehrköpfigen Kinderschar.

Man ist gegen solche Vorschläge gleich mit dem Schlagworte: „Junggesellensteuer“ zur Hand, und man weiß alle möglichen Schwierigkeiten aufzuzählen. Aber daß diejenigen, die kleinere familiäre Lasten zu tragen haben, dafür mehr öffentliche Lasten tragen sollen, ist die gerechteste Sache von der Welt; und welche gute Sache hat keine Schwierigkeiten zu überwinden? Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg. Natürlich sind die unentgeltliche Geburtshilfe für Unbemittelte, die Ausdehnung der Krankenversicherung auf Wöchnerinnen, und zwar auf ihre ganze Schonzeit, ebenfalls Maßregeln, die in dieser Richtung eine gewisse Hilfe bedeuten. Für weitere Vorschläge sind wir dankbar. Wir müssen den Kampf aufnehmen, bevor wir französische Zustände haben. —

Noch eine weitere Mitteilung aus Traubs „Christliche Freiheit“ möchte ich abdrucken. Aus dem Buch von Paul Biertmann: „Gemeinsame Erziehung von Knaben und Mädchen“ werden auf Grund der amtlichen Statistik folgende Zahlen mitgeteilt: 8,700,000 verheirateten weiblichen Personen stehen in Preußen (unsere Quelle sagt zwar in Deutschland, was offenbar falsch ist) 8,200,000 unverheiratete gegenüber. Im Alter von 16—20 Jahren sind 2 % verheiratet, im Alter von 20—30 Jahren sind $42\frac{1}{2}$ % verheiratet, $57\frac{1}{2}$ % unverheiratet; von 30—50 Jahren sind $77\frac{1}{2}$ % verheiratet, $32\frac{1}{2}$ % unverheiratet; über 50 Jahre 50 % verheiratet, 50 % unverheiratet (39 % verwitwet, 11 % ledig). Wer angesichts solcher Zahlen die Frauenfrage mit dem Schlagwort lösen will: „der Beruf der Frau ist die Ehe, die Frau gehört ins Haus“, für den habe ich nur den unchristlichen Wunsch, er möchte sechs Töchter kriegen, die samt und sonders sitzen bleiben. Dann wird er etwas gescheidter werden. Q.

Der Zürcher Blumentag. Durch verschiedene Zeitungen ging eine Erklärung gegen den Berliner Blumentag von einer Reihe von Personen, die in hervorragender Weise an sozialer Hilfsarbeit beteiligt sind. Manche unserer Leser werden sie auch zu Gesicht bekommen haben. Unabhängig davon und ganz in Übereinstimmung mit der Stellung, die wir schon früher zum Wohltätigkeitsjux eingenommen haben, erhalten wir von unserm Mitarbeiter folgende Einsendung:

Die Blumentage sind sehr Mode geworden und erobern sich Stadt um Stadt. In zierlicher und anmutiger Weise vermögen diese Veranstaltungen Summen für die Wohltätigkeit flüssig zu machen, gegen welche die Erträge der Bazare in den Hintergrund treten müssen. Zudem hat der Gedanke, alle Kreise der Bevölkerung zu dem Wohltätigkeitsfest herbeizuziehen etwas faszinierendes und die weißen Blumenmädchen können leicht empfunden werden als Sinnbilder einer menschlich denkenden und doch wieder graziösen Kultur.

Die Zürcher haben überdies ihren Blumentag in besonders geschickter und raffinierter Weise ausgestaltet und Künstler und Studenten, Turn- und Gesangvereine, Musikgesellschaften und Sportsleute aller Art aufgeboten, um das Publikum recht zahlreich auf die Straßen zu locken. So bekam der Tag wirklich etwas von dem allgemeinen Volksfest und selbst der zwei Tage vorher ausgebrochene Maurerstreik und die von der übervorsorglichen Zürcherregierung verfügte Aufs-Picket-Stellung von Militär vermochte den vielfach reizvollen Veranstaltungen nichts anzuhaben.

Und doch habe ich mich selten so zerrissen und unbehaglich gefühlt wie an jenem Tage. Wie viel guter Wille zu helfen und welch bedenkliche Wege! Ist unser Volk, sind die christlichen Kulturstölzer wirklich so niedrig einzuschätzen, wie die Veranstalter der Blumentage es tun? Ich begreife, wenn man Berlin W oder Zürich-Enge in seiner Fähigkeit zu helfen auf das Bazar-Niveau einschätzt. „Wie schwer wird ein Reicher ins Reich Gottes eingehen.“ Aber muß man an die übrigen Bevölkerungskreise in derselben Weise appellieren, indem man sich an ihre Vergnügeninstinkte wendet und an die Eitelkeit, die sich selbst im Wohltun noch bespiegelt? Muß die Barmherzigkeit dermaßen zur Farce herabgewürdigt werden? „Wenn du gibst, so laß deine linke Hand nicht wissen, was deine rechte tut“, hat einer gesagt, den man von Zeit zu Zeit mit frommem Augenaufschlag seinen Herrn nennt. Und nun lehrt man das Volk wohltutun unter Lachen und Scherzen und indem es sich für seine geopferten Gelder mit weithin sichtbaren Blumen dekoriert. Man macht das Wohltun zum Vergnügen, aber nicht im edlen Sinne einer sonnigen Innerlichkeit, sondern zum Vergnügen, das die Nerven kitzelt und das dem Sensationsbedürfnis genügt. — Muß nicht notgedrungen durch solche Veranstaltungen der ganze Ernst unserer Tage verwischt und das Verantwortlichkeitsgefühl für das, was man den Armen und Hilfsbedürftigen schuldig ist, untergraben werden? Ich denke einmal an die viel hunderte von jungen

Mädchen, die sich als Blumenverkäuferinnen den Veranstaltern zur Verfügung stellten. Die meisten von ihnen stehen dem Leben so wie so mit einer fast unverantwortlichen Naivität gegenüber. Und nun dieser neue Blender: das ist Aufopferung, das ist Wohltätigkeit! O, ihr sonnigen, lieben Menschenkinder, sie lügen euch an und sie verführen euer Herz, das so viel guten Willen und so viel heilige Sehnsucht in sich bewegt! — Und vergesse man nicht: es ist immer bitter, von fremden Menschen abhängig zu sein und etwas nehmen zu müssen. Und nun führt man öffentlich ein solches Wohltätigkeitspiel auf: sieht, dies alles tun wir für euch, ihr Armen! Wär' ich ein solcher, der die Segnungen einer solchen Wohltätigkeit für mich oder für meine Kinder in Anspruch nehmen müßte, ich würde in einer unbändigen Wut diesen Helfern ihren Bettel vor die Füße werfen: lieber krepieren, als von eurer geilen Hoffärtigkeit leben.

Man mag es mir glauben, ähnlich empfinden weiteste Kreise der Arbeiterschaft. „Zahlt uns bessere Löhne, dann sind euere Blumentage, dann ist eure Wohltätigkeit überhaupt überflüssig.“ Und sie haben recht. Aber es ist so angenehm, die Wohltätigen zu spielen, und sie werden es noch lange tun, so lange, bis eine neue Ordnung der Dinge all diesem holden Trug, mit dem wir unser Herz betören, ein Ende macht.

Bader.

Büchertisch.

„Du sollst“, Grundzüge einer sittlichen Weltanschauung von Leonhard Tagatz; 2. Auflage (Neue Pfade zum alten Gott, Bd. VII). Kommissionsverlag für Protestantischen Schriftenbetrieb. Preis Fr. 3.40.

In zweiter Auflage erscheint ein Werk, dem eine Besprechung in den Neuen Wegen gebührt. Es ist ein ernstes und zeitgemäßes Werk. Ernst ist das Zeichen, unter dem es steht. Titel und Motto sind der Kantischen Gedankenwelt entnommen, der Weltanschauung, welche die sittliche Persönlichkeit in den Mittelpunkt stellt, und bei der die Welt zu einem ungeheuern Kampf zwischen Gut und Böse wird. Gleich am Anfang steht Dantes große, ernste Gestalt, um den Leser daran zu mahnen, daß das Leben ein Ringen und Suchen sein soll, ein Gang der Sehnsucht aus Finsternis, Irrum und Not bis zum Aufleuchten der hellstrahlenden Wahrheit und Gewißheit.

Der Aufgabe, einem Geschlecht, das den Weg verloren hat und im Dickicht irrt, die Richtung zu weisen, die zur Höhe führt, ist „Du sollst“ gewidmet. Es ist eine der besten Eigentümlichkeiten des Werkes, daß es den Leser auf eine eigentliche Wanderung mitnimmt. „Du sollst“ ist mehr als eine sachliche Auseinandersetzung mit den heutigen Problemen. Das Buch führt uns nicht etwa nur vor die brennenden Fragen, sondern mitten in die Not, in die Kämpfe und die Sehnsucht unserer Zeit hinein. Bei der Lektüre erlebt man mehr, als daß man lernt.

Man erlebt zunächst etwas von der Gährung, die unserer Zeit einen so eigentümlichen Charakter verleiht. „Not und Sehnsucht“ heißt der erste Abschnitt. Wir erfahren da, wie auflösende Mächte an der Arbeit sind, die unserer Zeit den Charakter eines tragisch zerrissenen, vielfach haltlosen Zeitalters verliehen. Immer deutlicher wird es, wie nur eine ganz